



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die neuen Bauten in Wien. 1.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die neuen Bauten in Wien.

1.

Unter den größeren Städten Deutschlands war bis vor Kurzem keine an architektonischen Zierden und Merkwürdigkeiten ärmer als die zweitgrößte derselben, das die Kräfte eines Reiches von fast vierzig Millionen in Contribution setzende und überdies durch eine ungemein glückliche Lage begünstigte Wien. Das hier residirende Fürstenhaus hatte eben für Baukunst wenig Interesse, und sehen wir von der Stephanskirche und einigen Palästen reicher und vornehmer Privatleute ab, so war in der Bevölkerung ebensowenig von diesem Interesse vorhanden. Weder Maria Theresia, noch Joseph der Zweite, noch Kaiser Franz dachten an Nachholung des früher Versäumten, und wenn unter Ferdinand ein dahin gehendes Bestreben sich bemerkbar machte, so konnte bei der pedantischen noch aus dem vorigen Jahrhundert stammenden Bauordnung, bei den zahlreichen Bauverböten und der durch nichts gerechtfertigten Beibehaltung der Stadt- und Linienwälle, bei den für unantastbar geltenden Privilegien der Aristokratie und des Klerus, hauptsächlich aber weil es an einer Vereinbarung über das zu erreichende Ziel fehlte, sowohl von der Regierung, als von den Privaten nur Unvollständiges oder Vereinzelttes geschaffen werden. Gleichwohl fallen gerade in jene Epoche mehre auf Staatskosten unternommene und eben so zweckmäßig als schön ausgeführte Bauten, z. B. die kaiserlichen Stallungen, das Hauptzollamt, das Ständehaus, die Münze und mehre Kasernen, während die damals von Privaten oder Actiengesellschaften errichteten Gebäude sich fast durchgehends durch ihre Unzweckmäßigkeit und Geschmacklosigkeit auszeichneten, ein Urtheil, für welches die Johanneskirche, das Karltheater, das Wiedener Spital und der nunmehr umgebaute Nordbahnhof Belege lieferten.

Seit den letzten fünfzehn Jahren aber hat sich die Sache geändert. Die Wälle sind gefallen, viele alte und unschöne Gebäude und manche wüste Räume sind verschwunden, und in jedem Stadttheile trifft der Besucher zahlreiche, meist ebenso umfangreiche als durch ihre Kostspieligkeit bemerkenswerthe halb oder ganz vollendete Staats- und Privatbauten. Der Regierung sowie der verschiedenen Unternehmungen und der wohlhabenden Bürger schien sich eine wahre Bauwuth bemächtigt zu haben, und wenngleich diese Manie jetzt nachgelassen hat, so dürfte doch Wien gegenwärtig nach Paris die das meiste Baumaterial verwendende Stadt sein.

Aber wie steht es mit dem Geschmack und dem Sinn für Zweckmäßigkeit,

den diese Bauten bekunden? Die Lobredner der Regierung wissen beides nicht genug zu preisen. Nach ihnen wären die betreffenden Gebäude der neuesten Aera das Beste, was die neuere Baukunst aufzuweisen hat, und selbst die Schöpfungen Karls des Vierten von Böhmen, Mathias Corvinus' oder Rudolfs des StifTERS blieben dagegen weit zurück. Man entblödete sich nicht zu behaupten, „wenn Karl der Vierte die prager Neustadt angelegt und die steinerne Moldaubrücke erbaut habe, so habe der Befehl zur Niederreißung der Bastionen mit einem Schlage Wien zur Weltstadt ersten Ranges gemacht“; das fünf-hundertjährige Riesenwerk, welches die beiden Hälften der Böhmenhauptstadt verbindet, wurde allen Ernstes mit den beiden kurzen Kettenbrücken über den schmalen Donauarm zwischen der Leopoldstadt und der innern Stadt verglichen; der ofner Königspalast, fuhr man fort, der Byssegrad bei Gran und der mächtige Karlstein seien auch zur Zeit ihrer größten Herrlichkeit mit dem wiener Arsenal nicht in Parallele zu bringen gewesen, und die Stephanskirche habe erst jetzt die ihr mangelnde Vollendung erhalten.

Prüfen wir diese großen Worte an den Thatsachen.

Wie die Regierung des nachmärzlichen Oestreich mit der Säbelherrschaft begann und dann an deren Stelle das noch drückendere Joch des Priesters und des Bureaukraten treten ließ, Vieles anfang und nur Weniges consequent durchführte, wie sie fast überall mehr an den Effect als an den wahren Nutzen dachte, so nehmen auch unter den seit dem Jahre 1848 aufgeführten Gebäuden Kasernen und Kirchen den ersten Platz ein, wurden bereits in Angriff genommene Projecte aufgegeben, und findet man endlich wohl viele große und verzierte, aber nur wenige vollkommen zweckmäßig eingerichtete und schöne Gebäude.

Man hatte mit Aufbietung aller Kräfte und indem man die Nationalitäten gegeneinander ins Treffen führte, die Revolution besiegt, aber man fürchtete die Wiederkehr derselben und suchte sie durch alle möglichen äußerlichen Mittel zu verhindern. Die alten Bergschlösser und Castelle bei den größeren Städten wurden, nachdem sie Jahrhunderte hindurch fast nur als Aufenthalt für Gulen und Fledermäuse gedient hatten, mit großem Kostenaufwande wiederhergestellt und armirt, und die Zahl der in den amtlichen Ausweisen als „Festungen“ aufgeführten Plätze wurde binnen Jahresfrist ziemlich verdoppelt. Wien hatte keine Citadelle, und da die Vollendung einer solchen viel Zeit erfordert hätte, beschloß man, die Wälle der eigentlichen Stadt zu verstärken und in einen Sammelplatz für deren Besatzung zu verwandeln. So entstanden denn auf Geheiß des Generals Welden jene famosen — nunmehr spurlos verschwundenen — Wachthäuser und Gallerien, welche sich auf den kolossalen Wällen wie Schwalbennester ausnahmen und wohl nur von den furchtsamsten Spießbürgern als etwas Besorgniß Erregendes angesehen werden konnten. Auf Anregen

desselben Offiziers, der beiläufig manchem als ein besonders gelehrter Militär galt, der aber bekanntlich staunenerregende Proben von Unkenntniß im Artillerie- und Geniesache geliefert hat, sowie auf Betrieb des damals bereits altersschwachen Generals Augustin wurde der Bau des Arsenaus begonnen.

Die Arsenale und Waffenfabriken sollten — das war der Hauptzweck dieses Baues — auf einem gegen den Angriff der Bevölkerung leicht zu vertheidigenden Platze angelegt werden, und da man ohnedies eine Zwingburg bauen wollte, so lag eine Vereinigung dieser Idee mit jener nahe. Man fand auf den ziemlich erhöht gelegenen Feldern über der Belvederelinie neben der Südbahn die passendste Stelle. Das Gebäude sollte Zeughaus, Waffenfabrik, Kaserne und Citadelle zugleich sein, dabei aber mit dem höchsten Prunk ausgestattet werden, um — wie gewisse Patrioten sich ausdrückten — „ein ewiges Wahrzeichen der k. k. Armee und ein Denkmal an die glorreiche Bekämpfung der Hydra der Revolution zu bilden“.

Die Mittel, welche man hierzu aufwendete, hätten — wenn die dabei Theilhabenden mehr Erfahrung, Geschmack und Redlichkeit besessen hätten — zur Errichtung eines weit großartigeren und zweckmäßigeren Gebäudes hingereicht. Man spricht von zwölf Millionen, welche verwendet wurden. Diese Angabe ist absurd. Die doppelte Summe würde kaum ausreichen, um nur die unmittelbaren, d. h. für den Bau selbst gemachten Ausgaben zu bezeichnen. Und wer berechnet die indirecten Auslagen, welche durch die Befoldung der bei dem Bau beschäftigten Offiziere und Soldaten, durch die bis zur gänzlichen Beendigung des Arsenalbaues erforderlich gewesenem Interimbauten und auf andere Weise erwachsen? Und mit alledem wurde nur Ungenügendes geschaffen. Der ursprünglich gutgeheißene Plan erhielt nachträglich von verschiedener Seite störende Zusätze und Veränderungen, so daß man neben wirklich schönen Formen das widersinnigste Flickwerk, neben verschwenderischer Pracht Spuren armseliger Knickerei findet. So ist das Muscum weitaus der prachtvollste undzierlichste Theil des Arsenaus. Die Zinnen dieses Gebäudes sollten mit kolossalen Trophäen aus feinem Sandstein oder aus Marmor geschmückt werden und schon hatte man hierüber mit einigen Bildhauern unterhandelt. Die dafür geforderte Summe aber erschien zu hoch, man wollte jetzt, nachdem das ganze Gebäude beinahe vollendet war, zu sparen anfangen und ließ diese Figuren aus Thon verfertigen. Zu den erst später verfügten Aenderungen gehörte die Umwandlung des projectirten Spitals in eine luxuriös gebaute Kaserne für Offiziere und Militärbeamte — eine den über dem Ganzen schwebenden Geist sehr bezeichnende Umwandlung. Die Magazine sind zum Theil finster und feucht, die Werkstätten genügen dem Bedarf für Kriegsfälle nicht, und bei aller Weitläufigkeit des Ganzen fehlt es an Platz für etwa nöthig werdende Zubauten.

Noch übler sieht es mit der fortificatorischen Wichtigkeit des Arsenaus aus.

Vor diesem Zwing-Uri kann Wiens Bevölkerung ruhig schlafen. Die wenigen Kanonen, welche man etwa auf den Terrassen der einzelnen Kasernen und Magazine (zum nicht geringen Schaden derselben) aufstellen könnte, würden von den Dämmen der Südbahn genau denselben Effect hervorbringen. Gegen einen Pöbelaufstand sind die Waffenvorräthe des Arsenal's allerdings gesichert, wenn nämlich die Besatzung rechtzeitig allarmirt wird und die Thore zu schließen vermag; doch würde derselbe Zweck auch durch eine solide mit einigen Schießlöchern versehene Umfassungsmauer erreicht worden sein, und es hätten darum einige Millionen erspart werden können. Gegen einen äußeren Feind oder gegen eine allgemeine Volkserhebung aber ist das Arsenal wehrlos. Nicht nur wird dasselbe dergestalt von naheliegenden Anhöhen eingesehen und beherrscht, daß selbst tüchtige Festungswerke einem mit schwerer Artillerie versehenen Angreifer in einigen Stunden erliegen müßten, sondern die ganze Bauart des Arsenal's ist von der Art, daß einige leichte Feldbatterien durch in die riesigen Fenster hineingebrachte Granaten und durch Herabstürzen der zahlreichen minaretartigen Thürmchen und Zinnen die Besatzung zur Flucht oder Uebergabe zwingen würden. Und dann hat der Feind nicht nur die kolossalsten Waffenvorräthe auf einem Punkt vereinigt vor sich, um sie bequem fortschaffen zu können, sondern er kann bei nur kurzem Verweilen durch Zerstörung der Maschinen die österreichischen Kriegsrüstungen für lange Zeit völlig lähmen.

Die Anstrengungen, welche der Bau des Arsenal's erforderte, hinderten wenigstens in den ersten Jahren die Inangriffnahme anderer größerer Bauten. Was demungeachtet geschaffen wurde, waren wieder Militärbauten. So wurde das Palais der ehemaligen italienischen Garde den Offizieren der Cavallerie-equitation eingeräumt und dem Palais gegenüber eine riesige Reitschule erbaut. Eine andere Reitschule wurde für die Artillerieequitation in einem Hofe der großen Artilleriekaserne gebaut. Dieses Gebäude war wirklich zweckmäßig und an sich geschmackvoll, konnte aber keinen Effect hervorbringen, da es in dem Kasernenhofe steckte wie ein Weinkrug in einem Kühleimer.

Man mochte erkannt haben, daß das Arsenal seinem Zwecke nicht genügend entspreche, und wünschte darum ein noch näheres und stärkeres Zwing-Uri zu besitzen. Und ein solches meinte man in der aus zwei Theilen bestehenden Franz-Josephskaserne zu schaffen. Das nicht unschöne Thor, welches als eine (vielleicht für die Zukunftsfiege von Magenta und Solferino gewidmete) Siegespforte betrachtet wurde, contrastirte seltsam mit der in dem düstersten Blockhausstil aufgeführten Doppelskaserne, die namentlich seit der Demolirung der ihren unteren Theil umgebenden Wallmauer und von dem gegenüberliegenden Donauufer gesehen eine frappante Aehnlichkeit mit der Bastille besitzt.

Mit Stolz blickte man auf die erwähnten vier Gebäude! kamen fremde Prinzen, Generale oder Diplomaten nach Wien, so stand die Besichtigung

dieser Etablissements unausbleiblich auf der Liste der den Besuchern zu bereiten- den Freuden. Bei nicht fürstlichen Personen machte ein General oder Hof- adjutant, bei Prinzen und regierenden Häuptionern der Kaiser selbst den Führer. Eine Parade, eine Production der Zöglinge der Hofreitschule, die Besichtigung einer gewöhnlichen Kaserne und der Franz-Josephskaserne, eine Fahrt in das Arsenal, Productionen der Offiziere der Cavallerie- und Artillerieequitation, ein Familiendiner und ein Galladiner, dann eine Revue der in den kaiserlichen Stallgebäuden befindlichen Pferde und Equipagen waren die Herrlichkeiten, welche die höchsten und allerhöchsten Gäste zu Gesicht bekamen. Mochten sie auch das alles bei früheren Besuchen genügend kennen gelernt haben, immer wieder mußten sie denselben Becher bis zur Reize leeren. Dafür wurden sie aber auch mit dem Besuche der verschiedenen Bildergallerien, Antikensammlungen, oder gar der Naturaliencabinete und Bibliotheken verschont, wenigstens ist uns kein Beispiel bekannt, daß einem Gaste des Hofes der Besuch irgendeiner dieser Anstalten zugemuthet worden wäre.

Die Universität wurde bekanntlich noch 1848 in eine Kaserne umgewandelt, freilich nur provisorisch, aber das Provisorium dauerte so lange, daß man, als endlich an Aufhebung desselben gedacht wurde, den früheren Zustand ver- gessen hatte. Bei Räumung der „Universitätskaserne“ wurde sie der kaiserlichen Akademie eingeräumt und nur ein Theil des Gebäudes den Studirenden über- geben. Die Kirche dagegen wurde den ehrwürdigen Patres der Gesellschaft Jesu geöffnet. Da jedoch die Männer des Schwertes einen Theil der Woh- nungen der Wissenschaften für sich occupirt hatten, wollte man großmüthig auch den letzteren wieder ein Plätzchen gönnen, und so räumte man der medicinischen Facultät einen Theil der ehemaligen Gewehrfabrik ein, während der andere Theil dieses alten, fehlerhaft gebauten Gebäudes in eine Polizeikaserne umge- schaffen wurde. In den niedrigen, dunkeln und feuchten Räumen, in welchen früher die kaiserlichen Büchschmiede mit dem Blasbalg und Hammer hantiert hatten, hielten Oppolzer und Rosytansky ihre Vorträge, während draußen vor den Fenstern die slowakischen und ruthenischen Rekruten des k. k. Polizei- wachcorps nach dem „Eins, Zwei“ ihrer Abriecher gedrickt wurden!

Endlich sollte auch ein nicht für militärische Zwecke bestimmtes Gebäude zur Ausführung kommen, die aus Anlaß des auf den Kaiser verübten Attentats projectirte Botivkirche. Erzherzog Maximilian, der nunmehrige Kaiser von Mexiko, suchte seiner Freude über das Mißlingen des Attentats Ausdruck zu geben und ein gewaltiges Denkmal zur Erinnerung an dieses Ereigniß aufzu- richten. Er eröffnete die Sammlung für den Bau der Kirche. Eine ansehnliche Summe — nahe an zwei Millionen — wurde zusammengebracht, Concourse wurden ausgeschrieben und Contracte abgeschlossen; dennoch vergingen über drei Jahre, bevor der Bau begonnen werden konnte.

Bei den zu jener Zeit und mit geringen Ausnahmen noch jetzt herrschenden Ansichten war es ganz natürlich, daß man jede Verfügung der Regierung, mochte die Sache auch durch die Nothwendigkeit geboten oder gar von der früheren Regierung beschlossen und begonnen worden sein, als einzige Folge allerhöchster Guld und Gnade darstellte und die Masse der Bevölkerung von der Richtigkeit dieser Anschauung durch verschiedene gewöhnlich sehr kostspielige Mittel zu überzeugen suchte. Daher wurde die Grund- und Schlußsteinlegung selbst geringfügiger Bauten mit Pomp in Scene gesetzt, ja es geschah, daß, obgleich man bei einem Gebäude schon eine Grundsteinlegung gefeiert hatte und auch eine Schlußsteinlegung vorbereitet wurde, auch noch die einzelnen Theile des Gebäudes oder bestimmte Räume desselben, z. B. Kapelle, Empfangsaal u. dgl. feierlich eingeweiht oder eröffnet wurden, worauf es zum Schlusse unter irgend einem Vorwande noch eine letzte außer dem Programm stehende Cardinalsfestlichkeit gab. Auch kam es vor, daß man die Jahrestage derartiger Festivitäten auf gleiche Weise feierte.

Man wird das Gesagte nicht übertrieben finden, wenn man sich z. B. nur daran erinnert, daß im Jahre 1856 im Mai die Grundsteinlegung der Motivkirche, im Juni die Schlußsteinlegung des Arsenal's, einige Wochen später die Einweihung der Kirche, dann die Eröffnung des Sitzungssaales des Arsenal's und — wenn wir nicht irren — die Grundsteinlegung des Karlsmonumentes stattfand. Gleichwohl stehen noch die feierliche Eröffnung des Museums in dem Arsenal und die Enthüllung der Bildsäule des Kaisers Franz Joseph bevor.

Ebenso wurden bei der Stephanskirche die einzelnen Giebel, einzelne Kapellen und schließlich der Adler auf dem Thurme geweiht und selbst die Befestigung eines oder des andern noch im Bau begriffenen Theiles machte man zum Gegenstand einer besondern Festlichkeit. Bei dem Bau dieser beiden Kirchen, mit welchen die Regierung eigentlich nichts zu schaffen hatte, zeigte sich das Bestreben der „Gutgesinnten“, alles Verdienst nur der einen Sonne zuzuwenden und alles Glück und Heil nur von dort empfangen zu wollen, in auffälligster Weise. Für die Stephanskirche bestand ein eigener Dombaufond, welcher aus den Erträgen einiger noch aus früherer Zeit datirenden Stiftungen und aus freiwilligen Beiträgen gebildet wurde. Der Bau war also eine Angelegenheit des Dombaucomités oder höchstens der Gemeinde, und wenn auch der Kaiser einen Beitrag aus den Staatskassen anweisen ließ, so war diese Summe streng genommen nur der Gabe jedes andern Privatmannes gleichzuachten. In noch höherem Grade war dieses bei der Motivkirche der Fall, deren Bau ganz von den durch Sammlung zusammengebrachten Geldern bestritten werden sollte. Freilich war diese Quelle ziemlich bald erschöpft, worauf der erlauchte Patron des Unternehmens andere Fonds zu eröffnen suchte und den Bau des auf seine Anregung begonnenen Gotteshauses wenigstens nicht ganz ins Stocken gerathen

ließ, was nunmehr wahrscheinlich geschehen dürfte, da die aus dem sogenannten Stadterweiterungsfond ausgeworfene Summe kaum hinreicht, um das bereits Beendete zu erhalten.

Die dringende Nothwendigkeit, bei der durch die Festungswälle und die zahlreichen Bauverbote, sowie durch die an sich überaus engen und unregelmäßigen Gassen der innern Stadt herbeigeführten Hemmung des Verkehrs eine Abhilfe zu treffen, wurde allgemein gefühlt und wiederholt mündlich und schriftlich der Regierung mitgetheilt. Die kaum glaubliche Ueberfüllung mancher Quartiere hatte die nachtheiligsten physischen und moralischen Folgen, und namentlich mußte die andauernde Heftigkeit der von 1854—1855 grassirenden Cholera- und mehrerer Typhusepidemien nur dieser Ueberfüllung zugeschrieben werden. Die Miethszinse stiegen auf unerschwingliche Höhe, und es wurden, da viele Aemter in gemietheten Localitäten untergebracht werden und ungeachtet aller Kasernenbauten die meisten Offiziere und Beamten Privatwohnungen beziehen mußten, auch die Finanzen in fühlbarer Weise mitgenommen. So überstieg z. B. zu jener Zeit die Gage eines Lieutenants das demselben ausbezahlte Quartiergeld nur um wenige Gulden.

War man nun von der Nothwendigkeit überzeugt, daß in dieser Sache wirklich einmal Etwas geschehen müsse, oder war es der Gedanke, die Gründe um die Stadt, welche, da ihr Eigenthumsrecht zweifelhaft, als Eigenthum des „k. k. Alerars“ angesehen wurden, bestens zu verwerthen, oder trieb endlich Nachahmungssucht an, zu der von Napoleon dem Dritten unternommenen Umgestaltung der Seinestadt ein Gegenstück an der Donau zu schaffen: genug, es geschah wirklich etwas. Am ersten Weihnachtstage 1857 wurde ein kaiserliches Decret veröffentlicht, durch welches Wien aus der Liste der österreichischen Festungen gestrichen wurde. Mit der Entwaffnung und Demolirung der Stadtwälle sollte sogleich begonnen und in geregelter Weise fortgefahren werden, wobei auf die beschränktesten Passagen vorzugsweise Rücksicht genommen werden sollte. Die Bauverbote und Beschränkungen, soweit ihnen fortificatorische Rücksichten zu Grunde lagen, wurden aufgehoben. Aus dem Erlös für die an die Meistbietenden verkauften Bauplätze und das bei der Demolirung der Wälle gewonnene Baumaterial wurde ein eigener Stadterweiterungsfond gebildet, über dessen Bestimmung und Verwaltung übrigens noch jetzt nichts Genaueres und Befriedigendes bekannt geworden ist. In späterer Zeit sollten auch die Linienwälle um die Vorstädte niedergehauen werden. Zugleich wurden Ingenieure und Architekten aufgefordert, Pläne über die Anlage der neuen Stadttheile einzusenden und hierauf mehrer ziemlich bedeutende Preise ausgeschrieben. Doch sollte unter allen Umständen an der Beibehaltung des dormaligen Exercierplatzes in seiner vollen Ausdehnung und an der Anlage zweier die Stadt umgebender Straßen, der Ringstraße und der Lastenstraße, sowie an einigen anderen, min-

der bedeutenden Bestimmungen festgehalten werden. Außerdem mußte ungefähr ein Drittel der durch die Auflassung der Esplanade oder des Glacis geschaffenen Bauplätze zur ausschließlichen Verfügung der Regierung reservirt bleiben; die übrigen Baugründe konnten an die Baulustigen, deren Eifer durch verheißene vieljährige, jedoch nicht für alle Fälle gleiche Steuerfreiheit gesteigert wurde, verkauft werden. Indes behielt sich die Regierung (oder vielmehr der Hof) auch da ein entscheidendes Votum vor. So geschah es, daß ein Platz, auf welchem die Gemeinde eine Schule erbauen wollte, trotz wiederholter Bitten des Gemeinderathes der Stadt verweigert wurde, weil das Oberstallmeisteramt diesen Platz — nebenbei bemerkt, einen der schönstegelegenen Punkte am Rande der Vorstadt Mariahilf — als Futtermagazin der kaiserlichen Hofmarställe benutzte und nicht entbehren zu können vorgab. Ebenso wurden, während Privatunternehmer die von ihnen beanspruchten Bauparzellen um sehr hohe Preise erstehen mußten, große Plätze um ein wahres Spottgeld an gewisse Begünstigte verkauft. Ein Prinz, welcher ein vor seinem Palais befindliches kaum einige Quadratklaftern messendes Fleckchen der Stadt überließ, erhielt von derselben als Entschädigung einen an der Ringstraße liegenden freien Platz zur Erbauung eines neuen Palais, verkaufte aber denselben später um eine enorme Summe und fing auf einem Plage zu bauen an, welcher ihm unter irgendwelchem Vorwande von der Regierung geschenkt worden war.

Gleichzeitig wurde eine neue Bauordnung veröffentlicht, wodurch allerdings mancherlei lästige Beschränkungen aufgehoben wurden, andrerseits aber der Schlandrian und der Betrug freieren Spielraum erhielten. Die Erdgeschosse brauchten fortan nicht mehr gewölbt zu werden, die Thür- und Fensterstöcke konnten aus beliebigem Material verfertigt sein, die Höhe der Häuser und die Zahl der Etagen wurden gar keiner Beschränkung unterzogen, und so stiegen denn alsbald thurmartige Kolosse in die Höhe, deren Inneres häufig gegen das Licht und die frische Luft fast hermetisch abgeschlossen war, und welche daher von einer berühmten medicinischen Autorität mit Recht Plantagen des Typhus und der Tuberkulose genannt wurden. Doch war die Gestattung der vermehrten Anwendung des Eisens und die Beseitigung mehrerer polizeilicher Sicherheitsmaßregeln oder besser gesagt Plackereien immerhin ein Fortschritt.

Da nun aber auch in Oestreich nichts vollkommen sein kann, so wurde auch das Wenige, was man gegeben, beschnitten und durch verschiedene Zusätze und Nebenbedingungen verunstaltet. Man hatte allerdings schon früher den Belagerungszustand aufgehoben, aber die Wahrzeichen desselben noch immer beibehalten. Welches Unglück konnte durch ein Zuviel von Freiheit oder wenigstens durch die Aussicht auf ein solches Zuviel gestiftet werden! Man durfte zwar „von dem Tacte“, d. h. von der Fähigkeit und volksfeindlichen Gesinnung der mit der Vollziehung dieser Maßregeln beauftragten, unter dem Schutze des Ab-

solutismus emporgestiegenen Männer erwarten, daß sie sich keiner Uebereilung hingeben und jeden Anlaß zur Verzögerung benutzen würden, und irrte sich auch nicht, da z. B. die Kanonen auf den Bastionen, vor der Franz-Josephkaserne und namentlich vor der Burg, bis zum letzten Moment stehen blieben und die erwähnten kleinen Blockhäuser und Reduits nur wenige Stunden vor ihrer Demolirung geräumt wurden. Aber endlich mußte doch auch der letzte Ueberrest der Apparate des Belagerungszustandes fallen, und man hatte also bei Zeiten daran zu denken, die Bäume nicht in den Himmel wachsen zu lassen. Daher sollte an dem andern Ende der Stadt ein Gegenstück der Franz-Josephkaserne, eine die Stadt, die nördlichen Vorstädte und den Donaukanal beherrschende befestigte Kaserne für einige Tausend Mann erbaut, der äußere Umfang der Stadt aber alle 500 Schritte mit blockhausartigen und mit eisernen Gitterzäunen umgebenen Wachthäusern bespickt werden. Auch wollte man von einer Pflasterung der Ring- und Laßensstraße nichts wissen, weil man durch die Macadamisirung derselben das Errichten von Barricaden unmöglich zu machen glaubte, und ebenso wollte man durchaus einige Bollwerke fortbestehen lassen, um wenigstens einige dominirende Punkte zur Aufstellung von Geschützen zu besitzen.

Die allgemeine Einführung der gezogenen Geschütze und die daraus gefolgerte Gewißheit, daß man die Stadt auch mit außerhalb der Barrieren aufgestellten Kanonen in Schutt schießen könne, brachten von diesem Projecte ab. Nach dem Jahre 1859, als man der Bevölkerung auf allen Seiten Zugeständnisse machen und besonders alle Drohungen vermeiden zu müssen glaubte, wurde erklärt, „daß von der Errichtung befestigter Objecte längs der Ringstraße abzusehen sei“, wobei einige jener in der Noth so beliebten Phrasen von Vertrauen, Herstellung der gesetzlichen Zustände, bereitwilligem Eingehen auf die Anschauungen der Bevölkerung aufgetischt wurden. Der Wiener glaubte natürlich unter jenen „befestigten Objecten“ nicht nur die mehr komischen als gefährlichen Wachthäuser, sondern vorzüglich die Kasernen verstehen zu müssen, sollte aber sehr bald eines Anderen überzeugt werden.